

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 66.

Samstag, 18. März.

1916.

(12. Fortsetzung.)

Sintje.

(Nachdruck verboten.)

Eine Erzählung aus dem alten Brüssel von Clara Schräth.

Rens schüttelte zwar den Kopf, aber diese hingebende Bewunderung und Dankbarkeit freute ihn doch, er glaubte wirklich der armen Kleinen viel Gutes anzutun und fühlte kaum den Strich dieses unverdienten Lobes. Schlecht war Rens ja nicht, nur ein gutmütiger, Liebenswürdigter Egoist. Bosheit, Leidenschaft oder Sinnegier lenkten seine Handlungen nicht, alle Fehler wurzelten bei ihm einzig in der Eitelkeit. Er war der Sohn eines reich gewordenen Kaufmanns und hatte sich in die höchsten Gesellschaftskreise einzuführen gemocht. Sein einziges Bestreben war, es in allen Dingen seinen abligen Freunden gleich zu tun. Da seine Freunde Maitressen hatten, sich Pferde hielten und im feudalsten Klub verkehrten, hielt sich auch Rens Pferde, verkehrte im feudalsten Klub und verschwendete seines Vaters Geld an die anspruchsvollen Damen der Halbwelt, obgleich er seiner Anlage nach wenig Genuß aus dem Verkehr mit diesen kostspieligen, meist niedriggefinnten und langweiligen Beschöpfen zog. Doch welcher anständige junge Mann konnte in dem Brüsseler „grand monde“ verkehren, ohne sich einer hübschen Maitresse zu rühmen? Noblesse oblige! Als Rens unter der Laterne des Boulevard de la Senne zum erstenmal in das pikante Gesichtchen der kleinen Orangenhändlerin gesehen hatte, hatte er sogleich seiner Freunde danken müssen, und was die zu so einem Gesichtchen wohl sagen würden. Und heute abend hatte der Blasierte, Kritische, tonangebende Duc seine kühnsten Erwartungen übertroffen in der Anerkennung seiner eigenmächtigen Wahl: „Du hast Geschmack bewiesen, die beiden wir dir alle“, hatte er gesagt. In Rens' eitlem, gutmütigem Herzen war jetzt eine warme, beinahe brüderlich wohlwollende Zuneigung zu dem vertrauensseligen aparten Kinde, das sich mit so hingebender Liebe an ihn lehnte, erwacht. Ja, sie mochten ihm die süße Kleine neiden. Er aber wollte sie für sich behalten, als sein kostbarstes Gut, und sie sollte es gut haben bei ihm. Wie sollte sie ihre vertrauende Umgebung bereuen!

Bärtlich legte er den Arm um Sintje, um sie besser zu fühlen.

„Meine süße kleine Frau! Wir wollen einander lieb behalten in alle Ewigkeit!“

Sie hob einen Augenblick das schwere Köpfchen von seiner Schulter und nickte ihm treuherzig zu. Natürlich würden sie einander immer lieb behalten! Weil er sie lieb hatte, schenkte er ihr all die schönen Dinge, die Kleider und Güte und Ringe und das Haus und die Möbel, und weil sie ihn ebenso lieb hatte, nahm sie alles beglückt entgegen und gab ihm dafür alles, was sie hatte, ihr ganzes unberührtes kleines Selbst. Denn, wenn zwei einander lieb haben, gehört ihnen alles gemeinsam, als ob sie nur ein Mensch wären, und sie sind sich gegenseitig nichts schuldig als ihre Liebe.

Natürlich konnte der vornehme Rens sie, die armselige Kellerratte, nicht heiraten, was würde seine reiche Familie und was würden erst seine Freunde dazu sagen! Aber war das denn gar so wichtig, ob ihre bei-

den Namen im Rathausfanzel gebucht standen? Wenn sie doch einander liebten? War das nicht das einzig Wichtigste? Und eben sagte es Rens ja, daß sie einander lieb behalten wollten in alle Ewigkeit!

Selig lächelnd schloß sie an seiner Schulter ein, während der Wagen noch dahin rollte unter den hohen, ernsthaften Bäumen des Bois de la Cambre.

Sechstes Kapitel.

Überall zeigte er sich, der eitle Rens, in den Cafés, dem Zirkus, den Theatern. Sintje hatte gar nicht geahnt, was für eine Unmenge von Vergnügungsorten das schöne Brüssel aufzuweisen hatte.

Heute gingen sie ins „Palais d'Été“, der liebliche Name hatte Sintje in die Augen gestoßen.

Ja, da hatte sich der grüne, blühende Sommer in einen Saal mitten in den steinernen Straßen eingeschlichen. Da sahen sie zwischen Pflanzengruppen und plätschernden Springbrunnen, und der Boden war mit Kies bestreut wie in einem richtigen Garten. Sie sahen an einem kleinen Tisch und tranken deutsches bitteres Bier, das viel schlechter schmeckte und viel kostbarer war als Jaro. Vor ihnen auf der Bühne, nach der nicht viel gesehen wurde, trieben die Akrobaten ihre Künste, der Taschenspieler schüttelte eine Flut roter Rosen aus seinem Zylinderhut, ein geschnittenes Kinderpaar sang endlose Couplets, und langköpfige Chinesen führten närrische Tänze auf.

In der großen Pause stand Sintje auf. Alles wollte sie sehen. Sie wollte auch auf dem roten Teppich unter der roten Lichterkette der Seitengänge wandeln, vorbei an den lauschigen Laubenplätzchen. „Komm, Rens.“

An seinem Arm durchschritt sie die Gänge, wo die Damen an den Wänden herumsaßen und mit unruhigen Augen um sich starteten, als erwarteten sie jemand. Diese hier waren nicht so schön und blühend und von so vornehm ruhigem Wesen wie die Damen der Batterieterrasse. Sie sahen zugleich frech und misshütig aus, so als empfänden sie ihr Leben als eine drückende Last und hätten doch den Mut nicht, mit ihm zu brechen. Auf fallende, farbenreiche Toiletten aber trugen auch sie. Und die Herren, die durch die roten Gänge des Palais d'Été schlenderten, fragten wenig nach der feilschen Verfassung dieser Schönen, die sie nur anschauten mit dem listernen Blick der Bestie. Familienväter waren unter der Schar der Palais d'Été-Besucher und junge, halbreife Burtschen. Denn wann der Brüsseler Knabe ausgewachsen ist, empfindet er es als Schmach, seine Abende weiter im Familienkreise zu Hause zu verbringen, er beginnt das Leben des Mannes zu führen, das Brüsseler Wirtschaftslieben. Brüssel öffnet ihm gastlich seine weiten Arme und nimmt den unschuldigen Jungen in seine Schule. Auch die Pforten des Palais d'Été stehen weit offen, und den Eintrittspreis vermögen auch die wenig Bemittelten zu erschwingen.

Rens zog die Stirn fraus. Er sah die frechen, zu dringlichen Blicke, die aus unverschämten Männeraugen seine junge Begleiterin trafen. Und Sintje war

nicht gelehrt worden, wie die sorgsam erzogenen jungen Damen, die Augen niederzuschlagen, mit argloser Heftigkeit gab das kleine Gassmädchen die Blicke zurück.

„Komm, Josephine, laß uns jetzt gehen!“
„Aber es stehen noch drei Nummern auf dem Programm“, sagte in bedauerndem Ton das nimmerfatte Fintje.

„Einerlei, wir gehen jetzt.“

Draußen auf der Straße sagte er ihr, warum er es so eilig gehabt hatte, das Palais d'Été zu verlassen.

„Du bist mir zu schade für einen solchen Ort, kleine Josephine.“

Zu schade? Sie, die Kellerratte aus der schmutzigen Windengasse, ist für irgend etwas zu schade? In einer plötzlichen Dankbarkeitsaufwallung schlang sie ihm die Arme um den Hals und küßte ihn.

Er schüttelte sie unwillig ab.

„Aber Josephine, was fällt dir ein, hier auf der Straße! Du hast doch noch herzlich schlechte Manieren.“

„Ich tu's nicht wieder“, versicherte Fintje ohne jede Empfindlichkeit. „Ich weiß wohl, es schickt sich nicht, es kam nur so schnell über mich, weil ich mich so freute, daß ich...“

„Nun?“

„Daß ich dir zu schade bin für das Palais d'Été, du guter, feiner, lieber René!“

* * *

Fintje stand am Fenster, aber es gab nichts zu sehen in der stillen Vorstadtstraße. Sie sah sich suchend im Zimmer um nach einer Beschäftigung oder einem Zeitvertreib. Aber die elegante geistlose Einrichtung starrte sie stumpfsinnig an, und Jim, der schöne, englische Schäferhund, schlief auf seinem Fell beim Kamin. Sie ging in das zweite Zimmer, dessen Glasiert auf den Garten hinaus sah, ein richtiger, eingeschlossener Vorstadtgarten mit einem runden Rasenfeld und Kiebsstreutweg darum, einem sorglich gehaltenen Blumenbeet im Rasen, das hier und da von einem Sonnenstrahl getroffen wurde, und kümmerliche Ziergräser und Schattenblumen rings an den eisüberzogenen Mauern.

Als Fintje das alles noch neu war, hatte sie mit Feuerzifer den Garten bearbeitet, Blumen gepflanzt und begossen, und in eine Ecke hatte René ihr eine Voliere zimmern lassen, in der sie schillernde, zärtliche Wellensittiche, schlanke Kanarienvögel und kleine rot-schmählige Döckchen zu versorgen und zu beobachten hatte. Aber ihre Blumen waren nicht so prächtig gediehen, wie sie erwartet hatte, und bald hatte auch der Anblick der Vögel sie nicht mehr gefreut, weil ihr scheinen wollte, als fühlten sie sich nicht behaglich hinter ihrem Drahtgitter in der feuchten Gartenecke. Sie hatte schließlich René mit Tränen in den Augen gebeten: „Schaff die Vögel wieder fort, ich kann sie nicht mehr sehen.“ Nun stand die Voliere leer und öde da, doch war sie wenigstens kein Gefängnis mehr, aber die erste Freude am Garten wollte Fintje nicht zurückkommen, sie arbeitete jetzt nie mehr darin. Und doch mußte sie sich mit irgend etwas beschäftigen an den langen, einsamen Tagen. Denn deren verlebte sie jetzt viele. Wochen konnten vergehen, ohne daß René sich sehen ließ; er hatte so vielerlei Verpflichtungen und Abhaltungen. Sie hatte sich in den teuren Sticläden angefangene Handarbeiten gekauft, die ihr sehr in die Augen stachen, solange sie neu waren, aber alle steckten sie halbvollendet in ihrem Arbeitsständer. René hatte ihr Bücher mitgebracht, zierlich gebundene Gedichtbüchchen und spannende Romane, und sie hatte in den vielen einsamen Stunden gelernt, das Lesen als eine unterhaltende Beschäftigung anzusehen, während es ihr früher nur eine Strafe und eine harte Arbeit bedeutet hatte. Lange aber konnte sie auch heute noch nicht über einem Buche sitzen.

Aus der Küche im Souterrain schallte schmetternder Gesang herauf. Es war Kosi, ihr Dienstmädchen, die da sang. Die war immer mit ihr zusammen im Hause eingesperrt, und doch hatten sie nichts voneinander. Oft

schon war sie in die Küche hintergegangen und hatte versucht, das Mädchen zum Plaudern zu bringen, gern hätte sie im Souterrain ihre Neugierigkeiten eingenommen, um nicht so allein und schweigsam essen zu müssen. Sie hatte sogar wegen um Kosis Freundschaft geworben, aber diese hatte ihr deutlich zu verstehen gegeben, daß ihr nichts an intimerem Umgang mit ihrer jungen Herrin gelegen sei, die sie mit einer pharisäischen Berachtung ansah, mit Augen, die deutlich sagten: „Ich diene dir zwar um des guten Lohnes willen, aber denke nicht, daß ich eine wäre wie du; schöne Kleider habe ich freilich nicht, aber einen ehrlichen Namen und einen fleckenlosen Ruf.“ So hatte Fintje es endlich müde aufgegeben, um die Gunst ihres Dienstmädchens zu werben.

Nun sang dieses unten im Souterrain, und sie stand allein und gelangweilt in ihren geordneten Stuben.

„Jim, mach doch auf! Jim, sei lustig! Kommt der Herr, Jim?“ Da sprang der Hund wie elektrisiert in die Höhe und sah sie mit klugen, lustigen Augen an und duckte sich wie zum Sprung und bellte kurz und laut in ausgelassener Freude.

„Du glaubst wirklich, er käme, Jim?“

Ja, der Hund hatte eine große Liebe zu René, wie alle Tiere und alle Menschen.

„Still, Jim!“ Fintje lief ans Fenster und öffnete es, einen kleinen Spalt, denn nun ertönte auch von der stillen Straße her Musik. Nur eine Drehorgel vermochte hastig klimmernde Töne ins Leben zu rufen. Da kam das Instrument auch richtig bis vor ihr Fenster herangerollt, ein hoher klavierähnlicher Kasten.

Ein dünnes Häuflein Gassenkinder hatte sich in diesem kinderarmen Viertel doch glücklich zusammengefunden; sie umstanden den schmetternden Kasten und sahen gespannt zu, wie sich die bunten Bilder auf der Rückwand der Orgel entrollten. „Mein Herz, das ist ein Aienhaus“, polterte es in überstürztem, sprunghaftem Tempo aus dem wackelnden Kasten heraus, und ein paar der Kinder saßen einander um den Leib und begannen zu tanzen, kunstlos aber eifrig, mit flatternden Haaren und Röden.

Hinter ihrer Gardine sah Fintje ihnen mit neidischen Augen zu. So hatte sie auch einst auf der Straße getanzt, überall, wo sich Musik hören ließ, und auf der Kirmes. Ach, die Kirmes im Windengang, wie hatte sie die einst genossen! Der freundliche, lustige, alte Großvater steht ihr deutlich wieder vor Augen, wie er ihr Zuckerherzen und Rougat kaufte. Ja, der Großvater hatte es am Kirmestag niemals ausgehalten in seinem stillen, großen Hospiz; Jahr für Jahr war er hinausgewandert gekommen in das alte Quartier des Marolles, um da fröhliche Kirmes zu halten.

Doch lieber will sie jetzt nicht weiter daran denken, an die Kirmes des Windenganges! Sie ist nur auf diese Gedanken gekommen durch das Tönen des Feierfestens, das die Stille der Straße gestört hat.

Jetzt war die Orgel schon weitergerollt, ganz dünn aus der Ferne tönten ihre klammernden Weisen noch zu ihr herüber. Auch die Kinder waren wieder verschwinden, und alles kann in den ewigen Schlaf zurückversinken, dem sich dieses stille Viertel immer hingibt, zu jeder Jahreszeit und sogar heute — wo doch Fastnacht ist! Der lustigste, lärmendste, ausgelassenste Tag des ganzen Jahres! Hier merkt sie nichts von dem bunten Treiben. Aber jenseits der Boulevards, im Herzen Brüssels, da poltert es jetzt und lacht und lärm und amüsiert sich. Da drängen sich die Menschen auf den Straßen, um den langen Fischenzug, den Umzug, vorbeizusehen, die närrischen Wagen, die bunten Reiter, die falschen Gondanzen und die Riesen, die alten beliebten Neuzken!

Fintje warf den Kopf zurück und kniff die Augen zu und stieß die Finger in die Ohren, um den Gesang ihres Dienstmädchens nicht mehr zu hören. Ja, die konnte wohl singen. In einer Stunde machte sie Feierabend und zog aus mit ihrem Bräutigam, den Umzug anzusehen! Warum sollte sie denn allein zurückbleiben in dem stillen Hause? René kam doch diesen

Abend nicht. Oder kam er doch? Er meßte sich niemals an, er liegte die Überraschungen. Aber diese wurden immer seltener, und heute Abend, sie wußte das beinahe mit Bestimmtheit, heute kam er sicher nicht. Warum sollte sie da nicht hinüberlaufen und sich den lustigen Umzug ansehen? Jetzt war es noch Zeit, wenn sie sich gleich auf den Weg machte, kam sie noch rechtzeitig zum Umzugsgang.

Gastig vertauschte sie ihr helles Hauskleid mit einer dunklen, unauffälligen Straßentoilette. René sah es nicht gern, wenn sie allein ausging.

Sie errötete schuldbehaftet, während sie sich über das Treppengeländer beugte, um der strengen Novalie zuzurufen, sie möge beim Weggehen das Haus abschließen, weil auch sie, Fintje, für eine Weile ausginge. Dann schlug sie die Haustür eilig hinter sich zu, atmete tief auf und lief die stille Straße hinunter, dem vergnügtem Brüssel zu.

Gleich jenseits der Boulevards kamen ihr schon Narren entgegen. Der eine und der andere schrie ihr im Vorübergehen einen Wit ins Ohr. Und Fintje lachte laut auf. Verkleidete Kinder kamen aus den Häusern gelaufen. Da wanderte, um sich bewundern zu lassen, ein kleiner ernsthafter Polcinello, sein weißverrücktes, frierendes Mokofodächchen sorglich an der Hand führend, schlüpfend auf dem Trottoir auf und ab. Ausgelassene Ketjes, in langschleppenden Frauenröden und kuschelichen Masken, jagten, mit Schweinsblasen bewaffnet, hinter ehrbaren Viraern her.

Auf dem Boulevard du Nord standen sie schon in gedrängten Reihen, den Umzugsgang erwartend. In den Schaufenstern sahen Kinder, in den Laternenpfählen und an den Hausgesimsen klebten sie, auf den Dächern kletterten Menschen wie kleine, schwarze Silhouetten umher.

Sie kommen! Der Umzugsgang kommt! Schon tönt sich das verrückte Gemauschel durcheinanderschwirrender Töne, das dem Zug immer vorausgeht, heran. Da kommen sie angeritten, gefahren, gegangen, gesprungen und gewackelt. Lächerlich ernsthafte Dinge und verarmte komische und ärmlich herausgeputzte.

Fintje hatte sich in die vorderste Reihe der Gaffer durchgedrängt. Das Pferd eines Gendarmen drängte sie alle paar Minuten wieder um einige Schritte zurück, doch das kümmerte sie wenig, denn sie sah hier alles prächtig. Die tollen, weißen Harlekins sprangen aus ihrem Zug in hohen Sätzen in die Reihen des Publikums und schüttelten ihre Büschel mit der weit leserlichen Aufschrift: Pour le pauvres unter betäubendem Geräusch dicht an den Ohren der Leute. Die Damen und die Mädchen freischten auf. Aber alle griffen willig in die Taschen, denn einem Spahmacher geben die Brüsseler am liebsten ihre Gogen. Das Lachen tut so gut! Bei jeder großen Anspielung auf lokale Begebenheiten, die sich diese wackelnden Pappdeckelwagen erlaubten, lachten sie alle, mit dem breiten, derben Lachen der Flamänder. Das stirbt nicht aus in dem halbromanisierten, eleganten Brüssel, dieses urkräftige flamändische Lachen. So wenig wie die Viehe zu ihren althergebrachten Festen und Institutionen. Die alten Riesen! Wie sie ehrbarlich einhergehen, diese unförmigen, vielhundertjährigen Viehlinge des Volkes! Ihre breiten, gutmütigen rosa Pappgesichter sehen ungeniert in die Fenster der oberen Stockwerke hinein. „Papa“ und „Mama“ marschieren voran, Mama sieht äußerst behäbig und wohlgeleimt drein in ihrer steifen, weißen Sonbe, und hinter ihnen wackeln ihre großen kleinen Kinder, die Milchflasche noch im Arm, die Kassel in der Hand, „Mijn Wieke“ und „Zanneke“.

(Fortsetzung folgt.)



Ob du wenig tust oder viel,
Darauf kommt's nicht an;
Ich seh' nur auf dein Ziel,
Die Richtung macht den Mann!

Bauernfeld.

Wintersport in bayerischen Bergen.

Von Wilhelmine Reiche.

II.

An der Wand. — Es blüht schon. — In Peer Gynts Daheim. — Friedliches Volkwerk. — Neues aus München.

Das vielbetrieenste Vergnügen ist natürlich das Robeln, auch das Rennwolf- und Skeleton-Fahren (Bauchschlitten). Eine der herrlichsten Bahnen mündet, vom Kreuzfeld kommend, direkt auf den Rießersee (Garmisch), der nach 3½stündigem Aufstieg in 40 Minuten Abfahrt wieder erreicht werden kann, selbstverständlich nachdem man in dem herrlichen Jöpprißhaus Geist und Körper an der wunderbaren Fernsicht und Labe gestärkt hat. In der Nähe des Sees sind auch die Futterkrippen für das Rot- und Hochwild, das allabendlich hier in großen Scharen ankommt — ein Gang hier vorbei durch den beschneiten Wald zur „Aule-Alm“ bildet denn auch meist den beliebten Schluß des Nachmittags. „Aule-Alm!“ (Eulen-Alm.) Bereits mit dem Namen fliegt etwas von der Poesie um das lustige Haus, die es in seinem Innern birgt. Schon durch die Türen hört man die Zither und das fröhliche Mitwirken der Gäste, die ja so schnell die lieben bayerischen Gebirgslieder'n lernen.

Drinn' sitzt die Stube voll frischer herzfroher Menschen — Kaffee- und neubadener Kuchenduft mischt sich mit dem Ratschengeruch, die in Kränzen und Niesenbüscheln die hellen Birbelsiefer-Wände zieren. Auch das alte Krugisig mit den Wachsstocken davor gibt Stimmung; allerlei ausgestopfte Gatter und ein paar gute Ölilder tun das weitere (wer von Künstlern hier Einklehr hält, gibt gern so seine Visitenkarte ab), das Ganze durchweht vom Zug nach Hellem, Buntem, Frohem, auf echt bayerischen Volkston abgestimmt.

Natürlich ist der am besten daran, der auf Elis von der „Aule-Alm“ zu Tal fahren kann, denn im Gebirg hilft außer Gott der Ski überall weiter; nicht einmal nötig, diese mitzubringen, die „Aule-Alm“ hat Vorrat. Auch Partenkirkens Sportplatz übt trotz der fehlenden Preisbewerungen seine alte Anziehungskraft aus. Weithin um und am Gudiberg liegen die herrlichen Skifelder, wo der Zuschauer alle Stadien des Laufs, vom ersten Grafzettel bis zur Vollendung beobachten kann. Daß sich nicht nur die Jugend, sondern auch die vorgeschrittene, insbesondere auch die etwas (corpulente) beliebte Großstädlerin, dem Sport widmet — wird vom hygienischen Standpunkt aus zu verteidigen sein —, was nicht hindert, daß man hier Bilder von unbeschreiblicher Anmut zu sehen bekommt. Alle Hotels in Partenkirkens sind gut besetzt — kein Wunder, denn Partenkirkens warme Sonnenlage zaubert schon jetzt Frühlingsblüten hervor. An den Südhängen der Wand schimmert's rosa und gelb aus den Felsenspalten — das ist der Steinbrech — und der herrlich duftende Seidelbast, daneben die stengellose gelbe Aurifel — auch der Fellsiborus Nigter ist unterm Schnee erblüht —, dicht über der Verherrlichkeit aber stülpt sich die Schneelappe über das verschlafene Wandhaus.

Ben das Verbotene reizt, der wird an den grüneisigen Partnach entlang „zum Klamm fahren“, wo hinter dem letzten Wirtshaus der wilde Strom sich aus dem Gestein ringt. Weithinein wird er allerdings nicht dringen können, denn neben den menschlichen hat der Winter sein allmächtiges Verbot aufgestellt. Die Giehbäche, die im Sommer harmlos von den Felsen stäubten, sind zu wunderbar grotesken Eisgebilden erstarrt wie Fabeltiere, frapige Ungeheuer, Affen mit langen Schwänzen, Gnomen usw., hock's in allen Windeln, die Peer Gynts Suite fällt einem ein —, aber es ist gefahrlos, lange in „Verglönigs Halle“ zu weilen, man möchte durch eine Eisschiebung das Erlösungswort nicht mehr finden.

Weiter hinauf ins Gebirg, über Grased, Elmau, Mittenwald ist die Schneegenerie am großartigsten. — Die Baumgestalt ist hier meist völlig verschwunden — fast architektonische Gebilde, meterhohe Mauern mit Zaden, Toren und Türmen, ja ganze Schneefestungen haben sich dort aufgebaut — ein friedliches Volkwerk in erster Zeit! Perlenschnüre, wie die eines modernen Vorhangs, hängen meterlang von den Felsen herab, oft die schmalen Durchgänge gänzlich verschließend.

Wer nicht mit dem Postauto Rodel- und Balchensee erreichen will, wird besser nach München zurückkehren und nach einigen Tagen Raft sich ins Reichenhaller, Berchtesgabener oder Innsbrucker Gebiet (das allerdings nur teilweise zur

gänglich wegen Nähe des Kriegsschauplatzes) begeben. In Kunst- und Geistesgenüssen ist nach ausgiebigen körperlichen, ja so herrlich ausruhen —, München ist ja auch in gegenwärtiger Zeit unverändert gewährt und stets voran mit Neubildungen. Als solche sei ein neues Theaterunternehmen, die Kammeroper (Direktion Henneberg) erwähnt, die trotz zeitlicher Ungunst sich starken Interesses erfreut. In geschmackvollem Rahmen eines modernen Hauses bietet sie seit Eröffnung bereits eine stattliche Reihe von Mustervorstellungen auf dem Gebiet der deutschen Spieloper, ja die rührige Direktion gräbt geradezu nach vergessenen Schätzen deutschklassischer Musik. Auch die eigenlichen Kammerspiele (Direktion Biegel) behaupten immer noch ihren erstklassigen Charakter; zu Winters Beginn feierte hier der „Floh im Panzerhaus“ solche Triumphe, daß sogar mit ihm eine Gastspielreise in westliche Hauptstädte angetreten werden konnte. Als höchst zu Wertendes erschienen Strindbergs „Advent“, „Totentanz“ und „Gespensersonate“, ferner die feingeistige Satire „Samson und Delila“ (Eben Lange); liebevoll inszeniert feierte „Jettchen Gebert“ ihr Fünfzigstes, — mit überfüllten Häusern rechneten die Webedind-Abende. Das Gärtnertheater bringt, wie immer, eine Reihe Neuheiten: „Ideale Gattin“, „Wotschasterin Leni“ usw. heraus, sehr fein gestimmte Abende bedeuteten: „Polenblut“, „Zigeunerprimas“.

Für ganz besondere Gemeinden sind ein paar neue Sterne aufgegangen, so z. B. auf dem Gebiet des Tanzes, Joachim v. Seewitz, ein deutscher Sacharoff — in Auffassung und Durchgeistigung des Tanzes dem russischen Phänomen gleich, dennoch völlig individuell arbeitend. Seewitz gestaltet, wie Sacharoff dramatisch — sein Tanz ist ein Schauspiel —, geistreich, witzig und geschmackvoll. Geist ist eben alles an ihm, geistvoll die Sprache seiner Hände, seiner Füße, geistvoll die Mimik des Gesichts. Sein eigentliches Gebiet ist der Orient; man muß seine „Opferung“ gesehen haben, um auch seine Technik voll zu werten.

Als neue und eigenartige Veranstaltungen sind die von Dr. Quebenfeld künstlerisch geleiteten bunten Vormittage im Schauspielhaus zu nennen, bei denen auch die vornehme Welt Münchens mitwirkend auftritt. Auch der Münchener „Meister von der Laute“ Robert Rothe ist uns geblieben und heuer mit neuen Liedern, aber der alten Begeisterung seitens des Publikums an zwei Abenden empfangen worden. Bei Rothe ist Laute, Gesang und Persönlichkeit eins, er kennt sein Publikum wie kein anderer, und weiß sofort mit ihm Fühlung zu gewinnen. Mir scheint seine Gestaltungskraft noch gewachsen und seine Charakterisierungskraft um einige Grade verschärft.

Auch für die Feinschmecker der „bunten Theater“ ist das Beste vom Guten geblieben — viel minderwertiges hat Gott sei Dank die Zeit verschlungen —, „Wenz“ und die „Bonbonniere“ arbeiten nach wie vor mit ersten Kräften, wie die Namen Sent, Nähefa, Wolf Mandolf, Maria-Dulce Behrens, Binte und Direktor Wenz beweisen.

Dem bildnerisch Interessierten bietet der neue Tannhäuser Kunstsalon mit der Idee, die Wirkung seines Gemäldes im intimen Raum zu zeigen, eine neue Art. Die Tannhäuser-Galerie zeigt hauptsächlich neuzeitliche Künstler — jeden in gesondertem Raum —, so ihre Eigenart besser betonend.

Alles in allem, wer nach München kommt, um zu schauen und zu genießen, der wird feststellen können, daß trotz des Krieges weder ein Stillstand noch Rückwärts in allem künstlerischen Streben zu verzeichnen ist, wenn dies auch mit ein paar Winken im Rahmen eines Sportabriebs nicht ausgiebig behandelt werden kann.

Mit neuen Gedanken, Reizen und Bildern im Gemüt fährt sich's morgen wieder herrlich ins weite, weiße Bergland, Gesundheit und Kraft einzuheimen zu neuem Schaffen daheim.



Aus der Kriegszeit.

„Deutschland bei der Arbeit“ — eine englische Ausstellung. „Deutschland bei der Arbeit“ — so nennt sich eine Ausstellung der Leicester Galleries in London, die eine große

Anzahl von Mätern des amerikanischen Meisterrabiezers Joseph Pennel vereinigt. Diese Arbeiten Pennels finden gerade jetzt viel Beachtung, denn sie gewähren dem Engländer ein künstlerisch gestaltetes Bild von den gewaltigen Industrieunternehmen und großartigen Bauwerken, in denen ihr Hauptfeind seine unbefiegblichen Waffen schmiedet. „Es sind die Ergebnisse verschiedener Besuche in Deutschland während der letzten 5 oder 6 Jahre“, sagt der Künstler in den einführenden Bemerkungen des Kataloges, „die ich auf der Suche nach dem Wunder der modernen Arbeit machte, und die Radierungen beweisen, daß sich nirgends das Wunder der Arbeit so wunderbar entfaltet wie in diesem Land. Das muß ich wissen, denn ich habe unter diesem Gesichtspunkt die ganze Welt durchsucht.“ Das englische Publikum ist nicht nur durch die Kraft und Größe des Pennellschen Werkes gefesselt, sondern es sind rein stoffliche Reize, denen man sich hingibt, wenn man Bilder betrachtet, wie „die Stahlwerke bei Oberhausen“, oder „die Werke der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin“. Zahlreich sind die Darstellungen vom Hamburger Hafen, in dessen mannigfachen Lichtspielen sich die ungeheuren Krane und Werften zauberhaft aufbauen. Man bewundert die Schönheiten der deutschen Architektur, die sich auch in den verschiedenen Ansichten von modernen Arbeiterwohnungen offenbaren. „Das Innere des Bahnhofes, Leipzig“ zeigt mit packender Klarheit die riesige Halle dieses größten Bahnhofes in Europa. Daneben hängen Bilder der Bahnhöfe von Frankfurt a. M. und Köln. So wird den Engländern in den Kunstwerken eines Neutralen Gelegenheit geboten, sich von der Größe jener Kultur zu überzeugen, die sie heute so schmähern.

Bukarest — das neue Paris. Während Paris sich mit Kriegsdruck über Nacht in eine Stadt der Arbeit, des Ernstes und der Trauer verwandelt und heute alles eher als eine „Richtstadt“ genannt werden kann, hat das teils fremdliche Bukarest, dessen Einwohner schon immer dem äußerlich glänzenden Beispiel der französischen Hauptstadt nachzu-eifern suchten, es verstanden, die Neutralität Rumäniens zur Verwirklichung dieses Zweckes auszunutzen. Heute ist Bukarest, nach dem Reisebericht einer Engländerin der „Daily Mail“, tatsächlich die lebenslustigste und glänzendste Fremdenstadt in Europa. „Wer gegenwärtig in Bukarest lebt“, heißt es in der englischen Schilderung, „vermag sich kaum die Furchbarkeit der Geschütterung vorzustellen, unter der Europa lebt. Die kugelsüchtigen Bukarester gehen jetzt ihren Lebensschäften und Vergnügungen noch rückhaltloser nach als zur Zeit des Weltfriedens. Theater, Varietés, Ballsäle, Kinos und alle sonstigen Vergnügungsorte jeder Art sind Nacht für Nacht überfüllt. In den eleganten und teuren Gasthäusern fließt der Champagner in Strömen, während die zahllosen Zigeunerkapellen übermütige Tanzlieder fiedeln. In den Sirkajinos wird das Gold auf die leichtsinnigste Weise verschleudert. Elegante Wagen und Automobile rollen in langen Reihen über die Calea Victoriei, die von frühlichen, nach der neuesten Mode gekleideten Frauen belebt ist. Überall sieht man Luxus, Verschwendung und — Gleichgültigkeit. Denn die Bukarester scheinen dem Krieg absolut keinerlei ernsthaftes Interesse entgegenzubringen. Rumänen bedrängt durch den Krieg ungeheure Summen; seine Produkte werden zu hohen Preisen verkauft. Dies erklärt die leichtfertige Stimmung. Doch auch dieser Glanz ist in vieler Beziehung nur äußerlich. Während Rumänen sich jetzt auf der einen Seite des größten Wohlstandes erfreuen, ist doch das Glend der kleinen Volkskreise erheblich, da die Nachfrage die Preise auch im Lande gewaltig steigen ließ. Waren haben Märchenpreise, ebenso Schutzwaren. Salat, Öl, Oliven, getrocknete Früchte, Apfelsinen, Melonen, Tee, Kaffee und Kakao sind nur für die Wohlhabenden. Auch Speck, Butter, Seifen und Kerzen sind teuer. Selbst der Reis ist so teuer geworden, daß Reispudding zu den beliebtesten Speisen in den ganz vornehmen Hotels gehört. Ferner sind die Mieten gestiegen. Trotzdem werden viele neue Privathäuser und Villen gebaut. Die Rumänen sind leichtfertiger als je, laut und beweglich. Auch die oft besprochene Frivolität der Franzosen ist bei ihnen äußerst hehrisch geworden. Die reichen Leute ahmen zum großen Teil französische Art nach, tragen Anzüge nach französischem Schnitt — mit einem Wort: was Paris vor zwei Jahren war, ist heute Bukarest. Oder wenigstens gibt es sich den Anschein, so zu sein.“